Lane Medical Library

[AUS DEM HYGIENISCHEN INSTITUT DER UNIVERSITÄT BERLIN.]

HYGIENISCHE UNTERSUCHUNGEN IN DER GARTENSTADT STAAKEN BEI SPANDAU

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER MEDIZINISCHEN DOKTORWÜRDE

AN DER

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

VORGELEGT

VON

JOHANNA NITSCH

AUS BERLIN

TAG DER PROMOTION: 7. II. 1919

LEIPZIG
VEIT & COMP.
1919

95

Sonderabdruck aus:
„*Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten*“. Bd. LXXXVIII. 1919.

Referent:
Professor C. Flügge.

Dekan:
Professor W. His.

Gedruckt mit Genehmigung der medizinischen Fakultät der Universität Berlin.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

MEINER LIEBEN MUTTER

Mit dem 19. Jahrhundert setzte, wenngleich langsamer als in den westlichen Nachbarländern, auch in Deutschland die ällmähliche Entwicklung der Industrie zur Großindustrie ein, die dann in den vierziger Jahren nach der Gründung des deutschen Zollvereins (1828—1835) und mit dem seit 1835 sich entwickelndem Eisenbahnbau einen raschen Aufschwung nahm. Neu entstehende Industriebetriebe zogen große Massen von Arbeitern an und mußten ihnen Verpflegung und Unterkunft schaffen. Während für die Arbeiter der bodenständigen Industrie durchaus gesunde Wohnverhältnisse herrschten — hatte doch jeder ein eigenes Häuschen mit Hof und Garten, meist auch noch in der Nähe liegendes Pachtland —, kam es für die Neuhinzuziehenden häufig genug zu einem wahren Wohnungselend. In den Städten brachte man die Arbeiter unter, indem man den in Höfen und Gärten meist reichlich vorhandenen Raum als Bauland für Kleinwohnungen benutzte, vorhandene Lagerschuppen usw. als Wohnungen einrichtete, große Wohnungen in kleinere aufteilte. Wo neue Industriestätten auf bisher unbebautem Boden entstanden, wurden vielfach von den Arbeitgebern selbst Wohnungen — sogenannte Werkswohnungen — erbaut, zumeist Mehrwohnungshäuser nach einem bestimmten Schema, ohne Zugabe von Gartenland und möglichst in der Nähe der Betriebe. Man hielt sich auch in der Folgezeit nur an die nächsten praktischen Bedürfnisse und folgte dabei den ortsüblichen Bauformen. Der Stockwerksbau wurde, wie in den Städten, so auch in den Industriedörfern, allgemein eingeführt, und die Arbeiterwohnungen boten zumeist keinen erfreulichen Anblick. In der Mitte des 19. Jahrhunderts unterliegt die Entwicklung der Arbeitersiedlungen in

Deutschland ausländischen Einflüssen. In Frankreich hatte Napoleon III. nach der großen Choleraepidemie eine Sanierung der Kleinwohnungsgebiete in den Städten angestrebt und durch Niederreißen alter Häuser und rücksichtsloses Durchlegen breiter Straßen vielbewunderte Stadtviertel geschaffen. Daß durch die hohen Kosten der Straßenanlagen die Bodenpreise in die Höhe getrieben wurden, daß damit zur besseren Ausnutzung des Geländes die Zahl der Stockwerke vermehrt wurde und schließlich wieder ungesunde Wohnungen an den imposanten Straßen lagen, wurde nicht beachtet. Man trieb einen wahren Kultus der Straße; man baute nur für die Straße, und entfremdete diese ihrem eigentlichen Zweck, der besten Aufteilung von Wohngelände zu dienen. Dieser Kultus der Straße fand in Deutschland viel Nachahmung und ist bis heute nicht ganz überwunden worden. — Der zweite wichtige Einfluß ging von England aus. England hatte zuerst und als einziges Land die Wohnungsfrage für die Arbeiter der Großindustrie als selbständiges Problem erfaßt und seine Bodenpolitik danach eingerichtet. Es führte ferner zuerst die Technik der Hygiene, vor allem die berühmte Dreizahl der Wasserleitung, Kanalisation und Straßenpflasterung durch. Wie man nach Frankreich ging, um Städtebau in architektonischer Hinsicht zu studieren, so suchte man in England das Vorbild für die Hygiene der Siedlungen. Einen völligen Umschwung und damit auch das Freiwerden von ausländischen Einflüssen brachten die 90er Jahre. In dieser Zeit wandte die deutsche Großindustrie der Arbeiterwohnungsfrage volles Interesse zu und schuf Siedlungen, die hervorragende sozialpolitische Leistungen sind und als Vorbilder für Kleinwohnungsbauten gelten können. An erster Stelle steht hier die Firma Krupp, die schon im Jahre 1900 8212 Angestellten mit 18466 Familienangehörigen in von ihr erbauten Häusern Wohnung gewährte. Wie die Großindustriellen und an einigen Stellen Genossenschaften der Arbeitnehmer, so leisteten auch die private gemeinnützige Bautätigkeit und eine große Reihe von Behörden Hervorragendes. Stadtgemeinden, z. B. Frankfurt a. M., Freiburg i. Br. und Ulm, staatliche Behörden, wie die preußische Bergverwaltung, das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, die Eisenbahnverwaltungen, das Kriegsministerium, Reichsbehörden, wie das Marineamt und die Postverwaltung, machten die neue Entwicklung tatkräftig mit. Seit 1901 stellt die Reichsregierung, besonders aber das Reichsversicherungsamt, jedes Jahr erhebliche Geldmittel als Darlehen für den Bau geeigneter Kleinhäuser zur Verfügung.

Der Fortschritt auf dem Gebiete der Kleinhaussiedlungen brachte die energische Forderung nach Änderung der alten Baugesetze mit sich, die keine Anpassung an die verschiedenen Siedlungsformen kannten. Es wurden

in steigendem Maße Erleichterungen für Kleinwohnungsbauten zugebilligt, mildere Vorschriften über Straßenbreite und -ausführung, Geschoßhöhe, Mauerstärke, Treppenbreite usw. erlassen.

Besondere Schwierigkeit macht bei allen in sozialem Sinn unternommenen Siedlungen die Frage des Eigentumerwerbes des Hauses durch den Siedler unter gleichzeitiger Ausschließung der Spekulation. Im Anfang wurde vielfach der Eigentumserwerb angestrebt, aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß nur das Gefühl des Besitzes die wohltätigen Einflüsse ganz wecken kann, die von einer harmonischen Lösung der Wohnungsfrage in das soziale Leben übergehen. Mit dem Moment aber, wo der einzelne Arbeiter freies Verfügungsrecht über sein aus gemeinnützigen Absichten erbautes Haus hat, ist dies wieder Gegenstand der Spekulation und dient häufig bald nicht mehr den sozialen Zwecken, für die es erbaut ist. Man hat daher neuerdings versucht, unter Verzicht auf Eigentumserwerb durch langfristige Verträge oder durch Wiederkaufsrecht oder das Erbbaurecht Verhältnisse zu schaffen, die das Gefühl des Eigenbesitzes ermöglichen, ohne die Gefahr der Wiederveräußerung einzuschließen. Von rein hygienischem Standpunkt aus ist das Eigenheim nicht so günstig zu beurteilen, wie ein Miethaus, weil letzteres sich dem wechselndem Bedarf der Familie besser anpaßt.

Was die Ausführung der Arbeiterwohnungen betrifft, so baute man Jahrzehnte hindurch ohne jede Rücksicht auf Architektur nach einem gerade gebräuchlichen Schema die notwendige Zahl von Häusern, und zwar meist Mehrwohnungshäusern, oft genug mit mehreren Stockwerken. Als Reaktion auf den öden Eindruck dieser Arbeiterquartiere brachten dann die Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Reformbestrebungen die Flucht ins Malerische. Man schwärmte für ein buntes Durcheinander von Häuschen, die möglichst jedes anders gestaltet und durchweg reichlich mit Erkern, Veranden, überhängenden Dächern ausgestattet waren, bis dann die Entwicklung wieder in ruhige Bahnen einlenkte. Man erkannte immer mehr, daß die Kunst bei einer Kleinhaussiedlung nur in dem genauen Durcharbeiten des Notwendigen, in der Organisierung aller Zweckmäßigkeitsfaktoren, in der größten Sachlichkeit besteht. Heute hat sich die Berechtigung des Typischen allgemein Geltung verschafft. Die moderne Siedlungsform für Industriearbeiter ist das Reihenhaus, das trotz straffer Durchbildung gute Straßenbilder gibt. Man erzielt durch seine Verwendung große wirtschaftliche Vorteile; spart man doch die Ausbildung der beiden Seitenfronten. Die räumliche Trennung der Parteien, die aus ethischen Gesichtspunkten dringend wünschenswert erscheint, ist beim Einzelhaus mit kleinem Garten nicht vollkommener als beim Reihenhaus.

Der Grundriß und die innere Ausgestaltung des Hauses richtet sich am besten nach den jeweiligen lokalen Gewohnheiten. Allgemein empfiehlt sich für Deutschland keine zu reichliche Raumbemessung; 15 cbm Wohnraum, 30 cbm Hausraum pro Kopf kann man als hygienisch richtige Mindestforderung bezeichnen, die über die Bestimmungen des neuen Wohnungsgesetzes noch um 50 Prozent hinausgeht. Mit bedeutend größeren Wohnungen weiß der anspruchslose deutsche Arbeiter zumeist wenig anzufangen. Mit weiterer Vergrößerung ergibt sich neben der vermehrten Ausstattung und der größeren zur Reinhaltung nötigen Arbeitsleistung vor allem die Gefahr der Abvermietung mit ihren gesundheitlichen und ethischen Schädigungen. Aus der Beschränkung in bezug auf den eigentlich wünschenswerten Luftraum folgt aber, daß den Einrichtungen für häufige Lufterneuerung, und vor allem der Dauerlüftung größte Sorgfalt zuzuwenden ist.

Die Häuser sollten unbedingt unterkellert sein. Entgegen dieser in allen Volksschichten verbreiteten gesunden Anschauung wird neuerdings vielfach — und leider auch durch die neueren von der Regierung erlassenen Bestimmungen zu Erleichterung des Kleinhausbaues — darauf hingewiesen, daß man durch Fortlassen des Kellers bedeutende Ersparnisse beim Bau erzielen kann. Man beruft sich dabei auf das Beispiel Englands, wo alle Arbeiterhäuser ohne Keller gebaut werden. Man übersieht dabei aber völlig die Verschiedenheit des Klimas: was für England mit seinem milden Klima hingehen mag, ist für unsere Verhältnisse durchaus zu beanstanden. Die oberste Bodenschicht macht alle Temperaturschwankungen der Luft mit und teilt sie, wenn der Fußboden der Oberfläche aufliegt, diesem mit. An dem kalten Boden schlägt sich dann im Winter Kondenswasser nieder, durchfeuchtet die Mauern und veranlaßt Schimmelbildung. Ein Tieferlegen und Abdichten der Mauern genügt nicht, um diese Schädlichkeiten zu beheben. Man sollte vielmehr im ganzen Hause oder wenigstens unter den Räumen, die nicht oder nur zeitweise geheizt werden und in denen starke Wasserdampfentwicklung stattfindet, einen Keller von etwa 2 m Tiefe einbauen, in dem man dann auch gleichzeitig den geeigneten Aufbewahrungsraum für Vorräte gewinnt. Im übrigen sind beim Bau selbstverständlich alle die Forderungen zu erfüllen, die das neue preußische Wohnungsgesetz hinsichtlich der Fensterfläche, der Schlafzimmerverteilung, der Aborte usw. aufstellt und die gegen die früheren Gepflogenheiten immerhin einen bedeutenden Fortschritt bedeuten.

Wie schon oben erwähnt, hatte man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast allgemein darauf verzichtet, dem Industriearbeiter als Zubehör zu seiner Wohnung Land zu geben. Später fügte man prinzipiell

Gartenland hinzu, eine vom hygienischen Standpunkt höchst erfreuliche Tatsache; wird doch hierdurch der Arbeiter zum Aufenthalt und zur Betätigung im Freien mit all ihren großen gesundheitlichen Vorteilen angehalten. Außerdem wird durch zwischenliegendes Gelände der Dichtigkeit der Bewohnung entgegengearbeitet. Vielfach hat man mit dem Gartenland zugleich wirtschaftliche Zwecke verfolgt. Man glaubte, erhebliche wirtschaftliche Vorteile aus dem Garten zu erlangen. Die Siedlungen werden aber, wenn man diesem Prinzip folgt, gar zu weitläufig; braucht man doch, um z. B. Kartoffeln und Gemüse in ausreichender Menge für den Haushalt anzubauen, für eine mittlere Familie schon 600 qm (gleich $^1/_4$ Morgen) Land. So große Flächen stehen meist nicht zur Verfügung; sie würden auch die Ausführung längerer Straßen und vermehrte Benutzung von Verkehrsmitteln notwendig machen. Land von diesem Umfang kann auch nur dann bearbeitet und ertragreich bewirtschaftet werden, wenn der Mann nicht zu viel andere Arbeit zu bewältigen hat; für Kriegsbeschädigte, Handwerker usw. ist eine solche größere Landzugabe von Wert. Für die Siedlungen von Industriearbeitern kommt dies nicht in Betracht; der vollbeschäftigte Arbeiter kann nur noch wenig Zeit und Kraft auf die Bebauung des Landes verwenden; hier genügt ein Gärtchen von 100—200 qm, das immerhin noch zur Beschaffung von Gemüse, Küchenkräutern und etwas Obst ausreicht, das Halten von Kleinvieh ermöglicht und somit doch einen gewissen wirtschaftlichen Vorteil bietet. Gärten dieser Größe eignen sich für den Industriearbeiter nach allen Erfahrungen am besten.

Mit der Beschränkung des Gartengeländes ist notwendig eine künstliche Abfuhr der Abfallstoffe verbunden. Höchstens 200 qm Boden sind nicht fähig, die Abfallstoffe und Abwässer eines Haushaltes aufzunehmen; bei einer fünfköpfigen Familie sind dazu 600 qm erforderlich. Ein wesentlicher wirtschaftlicher Schaden für die Siedlung entsteht durch den Verlust dieser Düngestoffe nicht; reicht doch zur Bestellung der kleinen Gärten der durch die Haltung von Kleinvieh sich ergebende Dung meist aus.

Die geringe Größe der Einzelgärten und deren meist intensive Ausnutzung zu wirtschaftlichen Zwecken erfordert unbedingt die Bereitstellung von Gelände für Kinderspielplätze und Ruheplätze für Erwachsene. Da man schon aus Rücksicht auf tunlichst sparsame Einteilung des kostbaren Bauterrains nur die wirklich notwendigen Straßenbreiten ausführt, so entstehen fast nur schmale Wohnstraßen, die bei ihrem geringen Verkehr sehr wohl von den Kindern benutzt werden können; am besten dann, wenn die Straße etwas größere Breite, dafür aber einen berasten Streifen erhält, der nur für die spielenden Kinder bestimmt ist. Hier oder an den Häuserfronten lassen sich auch leicht Ruheplätze anbringen.

Es erschien von Interesse, eine neuerbaute Arbeitersiedlung, die „Gartenstadt Staaken“ bei Spandau auf die Berücksichtigung dieser Grundsätze und der sonstigen hygienischen Forderungen zu prüfen, zumal sie als Vorbild für zahlreiche neue, nach dem Kriege zu erbauende Siedlungen gerühmt wird. Was den Namen „Gartenstadt“ betrifft, so ist er hier nicht im Sinne Howards und Fritschs zu verstehen, sondern als die jetzt vielfach gebräuchliche Bezeichnung für eine Anlage von Kleinhäusern mit Zugabe von Gartenland. Staaken hat selbst keine Industriestätten, es ist eine reine Wohnsiedlung, deren Entstehung aber der Wohnungsnot der Arbeiter in den nahegelegenen staatlichen Militärwerkstätten Spandaus entsprang. Um hier Abhilfe zu schaffen, baute das Reichsamt des Innern die Staakener Kleinhäuser. Mit dem Bauentwurf und der Bauleitung wurde Paul Schmitthenner betraut. Das Reichsamt erwarb das 35 ha große Gelände zu dem verhältnismäßig billigen Preis von 2 Mark pro qm und schuf zum erstenmal selbst die gesamte Anlage, statt wie sonst sich mit der Gewährung der nötigen Baugelder zu begnügen. Es legte die Straßen an, sorgte für die öffentlichen Institutionen, baute endlich die Häuser und übergab die fertigen Häuser einer Genossenschaft von Siedlern, der G. m. b. H. Gartenstadt Staaken. Besitzer von Grund und Boden ist das Reich. Es siedelt hier an auf Grund des Erbbaurechtes. Die Genossenschaft hat die für den Ankauf und die Erschließung des Gebäudes aufgewendeten Kosten in Form einer Erbbaurente von 2 Prozent zu verzinsen. Die Mitgliedschaft der G. m. b. H. Gartenstadt Staaken und damit das Mietrecht in der Gartenstadt wird durch den Ankauf von mindestens einem Genossenschaftsanteil erlangt; sein Preis beträgt 300 Mark, die auch in monatlichen Raten abgezahlt werden können. Es ist nicht erforderlich, daß jeder Siedler ein vom Reiche beschäftigter Arbeiter sei; nur müssen von der Gesamtheit der Siedler mindestens 65 Prozent aus Staatsarbeitern bestehen. Nach den Bestimmungen des Reichswohnungsfürsorgeamtes dürfen dessen Gelder nur an solche Baugenossenschaften gegeben werden, die wenigstens 65 Prozent der Wohnungen Staatsarbeitern zur Verfügung stellen. Die Miete für die einzelnen Wohnungen setzt sich zusammen aus dem Anteil an der Erbbaurente und der Verzinsung der Baukosten. Sie beträgt je nach der Größe der Wohnung monatlich 22—45 Mark. Ein Eigentumserwerb ist ausgeschlossen, nicht nur für den Grund und Boden, sondern auch für die Häuser. Auch bestehen nach dem Bericht des Verwaltungsbüros keine besonderen Bestimmungen, die dem Mieter eine Art Eigentumsrecht einräumen. Ein vierteljährliches Kündigungsrecht steht beiden Teilen gleichmäßig zu. Die einzige Konzession, die dem wichtigen Prinzip der Gewöhnung an die Scholle

gemacht wird, ist, daß der jährlich ablaufende Vertrag nur in Ausnahmefällen nicht erneuert wird, also nur dann, wenn grobes Verschulden des Mieters vorliegt: Vernachlässigung seiner Verpflichtungen durch schlechte Instandhaltung des Hauses oder unpünktliche Mietezahlung. Natürlich steht die Beurteilung des Verschuldens gänzlich bei dem jeweiligen Verwaltungsbeamten. Bis jetzt sind freilich nur wenige Kündigungen zu verzeichnen. Der Mietsvertrag unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von dem ortsüblichen; auch die Aufnahmebedingungen der Genossenschaft enthalten keine erwähnenswerten Besonderheiten.

Gegenwärtig beherbergt die Gartenstadt Staaken nach Auskunft des Einwohnermeldeamtes der Gemeinde Staaken 846 Familien mit etwa 3500 Menschen. Dazu kommen noch etwa 300 Schlafgänger. Das Schlafstellenwesen ist nach Angabe des Verwaltungsbüros nur für die Dauer des Krieges und nur für solche Familien zugelassen, die ohne Abvermieten nicht in der Lage sind, die laufende Miete aufzubringen. Es hat auch in Staaken schon grobe Mißstände gezeitigt — so wohnten vorübergehend in einem Einfamilienhaus am Eschenwinkel außer der Familie des Inhabers und seinen Eltern noch acht Schlafburschen! Genaue Feststellungen über die Verteilung der Schlafgänger erschienen mir nicht erforderlich, da es sich, wie erwähnt, voraussichtlich nur um eine Kriegserscheinung handelt, wenngleich der Mietsvertrag auch für Friedenszeiten ein Abvermieten in besonderen Fällen nicht ausschließt.

Die Mieter der Staakener Kleinhäuser sind zum großen Teil Arbeiter der großen Militärwerkstätten in Spandau; sie haben also nach ihrer Arbeitsstätte sehr gute Verbindung: der Bahnhof Staaken der Strecke Berlin-Wustermark liegt unmittelbar an der Siedlung, und die Fahrt bis Spandau dauert kaum zehn Minuten. Zu Fuß ist Spandau auf einem Feldweg in vierzig Minuten zu erreichen. Ein Teil der Siedler arbeitet in der 20 Minuten entfernten Fabrik von Orenstein u. Koppel. Ungefähr 100 Wohnungen sind der Zeppelinbau G. m. b. H. zur Verfügung gestellt, deren Betriebe ungefähr in der gleichen Entfernung von der Gartenstadt liegen.

Das Gelände der Siedlung liegt zwischen den Gleisen der Bahn Berlin-Hannover und Berlin-Hamburg, die sich kurz hinter Spandau gabeln. In der Aufteilung des Gebietes ließ man dem Architekten leider nicht freie Hand. Die Aufsichtsbehörden verlangten eine bestimmte Führung der beiden Hauptstraßen und für beide eine Breite von 36 m. Für die Delbrückstraße blieb die Forderung bestehen, bei der Lewaldstraße wurden 14 m nachgegeben. Welche einschneidenden wirtschaftlichen Nachteile das Bestehen auf dieser Straßenbreite mit sich brachte, wird in einer bei Wasmuth erschienenen Druckschrift über Staaken S. 12 angegeben: „für

die Delbrückstraße . . . bedeutet es einen Verlust von etwa 20000 qm Bauland, die etwa 100000 Mark kosten, und auf denen 100 Familien mehr wohnen konnten, wodurch sich die Verzinsung auf 1100 statt auf 1000 Wohnungen verteilt hätte.“ Der Gartenstadt ist außerdem durch diese unsinnige Straßenbreite — die Breite der Straße Unter den Linden beträgt

Fig. 1.
Blick von dem östlichen Kopfbau in die Delbrückstraße.

60,3 m — auch in ihrer architektonischen Wirkung erheblich geschädet worden. Betritt man auf dem nächsten Wege vom Bahnhofe her die Gartenstadt durch die westlichen, festungsartig, wuchtig und ernst wirkenden Kopfbauten der Delbrückstraße, so prallt man förmlich vor dem öden Eindruck zurück, den die platzähnlich breite, völlig verkehrslose und von niedrigen Häusern eingerahmte Straße bietet (Fig. 1). Dieser Eindruck wird durch eine doppelte Baumreihe längs der einen und sehr schmale Vorgärtchen längs der anderen Häuserfront kaum vermindert. Die Abends gänzlich unzureichende Beleuchtung, die Unmöglichkeit, die breite Straße einigermaßen reinzuhalten, die ungeheure Staubbildung bei trockenem

Wetter sind Nachteile, die durch keinen einzigen Vorteil ausgeglichen werden.

Bei der Allee der Delbrückstraße tritt, wie auch in vielen anderen Straßen, eine Vorliebe für dichte und den Häusern sehr nahe Baumanpflanzungen hervor, die z. T. schon jetzt, wo die Bäumchen noch jung sind, den Wohnungen das Licht in hohem Maße verkürzen (vergl. Abb. 2). In den Vorgärten wie auch sonst vor den Häusern vermißt man ferner Sitzgelegenheiten, wodurch der Eindruck der Leere noch erhöht wird. Dieser Mangel an Bänken vor den Häusern tritt auch in den anderen Straßen

Fig. 2.
Kleinhausstraße der Arbeiterstadt Staaken bei Spandau.

hervor. Die in der Druckschrift (S. 36) abgebildeten, mit Sitzbänken versehenen Einfamilienhäuser am kleinen Platz sind ganz vereinzelte Ausnahmen und legen durch ihre bequeme und ansprechende Anordnung die Frage doppelt nahe, warum man allen anderen Häusern solche Sitzgelegenheiten versagt hat. Ja, bei vielen Häusern führt sogar eine recht steile, mehrstufige Treppe erst auf die Straße hinunter, und trotzdem ist die obere Plattform weder ihrer Größe noch Ausstattung nach zu längerem Aufenthalt ausgebildet. Es scheint fast, als ob die Erbauer absichtlich den Aufenthalt auf der Straße zugunsten der Gartenbenutzung hinter dem Hause hätten erschweren wollen. Daß durch die verschiedenartigen Treppchen in Verbindung mit den mannigfach gestalteten Fenstern (vgl. S. 22

u. 23) häufig recht reizvolle architektonische Wirkungen erreicht wurden, ist zuzugeben. Aber diesem Ziele zuliebe sind oft die praktischen Gesichtspunkte zu kurz gekommen. Das völlige Fehlen von Bänken fällt auch bei dem in der Druckschrift als Volks- und Spielwiese bezeichneten 50 m breiten Grünstreifen längs des Russenweges auf. Vorläufig präsentiert sich die Volkswiese als eine von Baumreihen eingefaßte Grasfläche, deren Betreten von der Verwaltung mit Strafe bedroht ist. Genaue Angaben über die spätere Verwendung des Grünstreifens konnte ich nicht erhalten.

Im Gegensatz zu anderen Siedlungen (wie Margarethenhöhe bei Essen, Emscher-Lippe, Gartenstadt Karlsruhe usw.) weist Staaken keine Vorgärten auf. Einzig an der Front nach dem Bahnhof zu finden sich Gärten vor den Häusern. Damit war natürlich hier eine größere Straßenbreite gegeben, als man sonst für Siedlungen verwendet. Die übrigen Straßen sind meist nicht unter 9 m breit und sind in Bürgersteige und Fahrdamm aufgeteilt. Sie sind chaussiert, haben aber keine eigentlichen Rinnsteine, sondern nur seitliche Vertiefungen, in denen das Regenwasser abfließen soll. Die Meteorwasserableitung versagt aber bei stärkeren Regengüssen und bei Schneewetter vollständig. Besonders am Eschenwinkel ergeben sich dann erhebliche Mißstände. Ich habe selbst wiederholt beobachtet, wie es den Bewohnern der Häuser am Kurzen Weg, obwohl sie schon Bretter gelegt hatten, kaum möglich war, in ihr Haus zu gelangen. Die Häuser standen tatsächlich im Wasser.

Das ganze verfügbare Gartengelände ist zu großen Freiflächen innerhalb der Baublocks verbunden. Zur Verkehrserleichterung sind ausgiebig Garten- und Schulpfade angelegt. Jeder Mieter der Gartenstadt hat 100 bis 200 qm Gartenland zur Verfügung. Bei den Einfamilienhäusern liegt dieses unmittelbar am Haus, bei den Mehrfamilienhäusern sind die Einzelgärten vom Haus durch einen etwa 2 m breiten als Hofraum dienenden Streifen getrennt. Stets aber haben die Mieter nur einige Schritte zu gehen, um in ihren Garten zu gelangen. Für die Größe des Gartens waren die heutigen, oben erwähnten Anschauungen maßgebend. Die Gärten sind gegen die Straße vollkommen abgeschlossen. Wo sich Lücken in den Häuserreihen ergaben, sind diese durch schmale Verbindungsbauten ausgefüllt. Diese Bauten sind Ställe, in denen die Mieter Geflügel, Kaninchen und Ziegen in großer Zahl, vereinzelt auch Schweine halten. Wer seinen Stall nicht in diesen Verbindungsbauten hat, hat ihn in einer der schmalen und niedrigen mauerartigen Anbauten, die das zunächst der Hinterfront gelegene Gartenland aufteilen und zugleich eine Art Sichtschutz gewähren, leider der einzige, der in Staaken zur Verwendung gelangt ist. Staketen-

zäune mit Schlingpflanzen, wie sie z. B. Hellerau bietet, fehlen hier völlig. Im Garten kann der Mieter nie so recht zum Gefühl des Unbeobachtetseins gelangen, sehen doch alle Fenster der den Baublock begrenzenden Häuser in sein kleines Gärtchen hinein. Das ist wohl auch mit der Grund, warum alle, die sich viel im Garten aufhalten, sich keinen eigentlichen Sitzplatz im Freien geschaffen haben, sondern eine nach allen Seiten hin Sichtschutz gewährende, also von der freien Luft ziemlich abgesperrte Laube — vom hygienischen Standpunkt ein wenig empfehlenswerter Notbehelf. Von der Genossenschaft selber sind für eine große Anzahl von Wohnungen der Mehrfamilienhäuser — die Einfamilienhäuser verlangen eine gesonderte Besprechung — „Lauben" vorgesehen. Es sind dies in den vorhin erwähnten Stallgebäuden durch Aussparen der vorderen Wand gewonnene Räume, die neben dem Stalleingang liegen. Bei flüchtiger Besichtigung scheint es, als würden sie wirklich als Lauben benutzt, weisen sie doch vielfach reichen Blumenschmuck auf. Näheres Zusehen aber ergibt, daß dieser wiederum nur als Sichtschutz dient und das die Laube der gleichen Bestimmung zugeführt ist wie der nebenliegende Stall und Geräteschuppen, was bei der hygienischen Minderwertigkeit dieser ungeeigneten Sitzplätze im Freien kaum zu bedauern ist. In den äußeren Umfassungsmauern fehlen diese Lauben; dafür finden sich in einer Reihe von Mehrfamilienhäusern, besonders der Delbrückstraße, Sitzplätze in der säulengetragenen Loggia der Vorder- und Hinterfront (Abb. 26 der erwähnten Druckschrift). Auf meinen Wanderungen durch Staaken konnte ich beobachten, daß diese ein beliebter Aufenthaltsort sind — der gesundheitliche Wert ist, wie bei den oben erwähnten Stallauben, zweifelhaft, da diese Räume zu sehr von frischer Luft abgesperrt sind. — Auch bei den Einfamilienhäusern ist die Frage des Sitzplatzes im Freien wenig befriedigend gelöst. Als solcher ist der wenige Quadratmeter große Raum zwischen der Hinterfront zweier Häuser und den beiden dazugehörigen, Planschküche und Stall enthaltenden Seitengebäuden gedacht. Er ist auch fast überall in der aus Abbildung S. 35 der Druckschrift ersichtlichen Weise dazu hergerichtet. Ich habe aber keine einzige Partei gefunden, die diesen Sitzplatz gern benützt. Jede Hausfrau und jeder Mann klagte mehr oder weniger offen über den unleidlichen Nachbar, durch den einem der Aufenthalt auf diesem Plätzchen vergällt würde. In der Tat ist durch die Anordnung der Stallgebäude aus zwei Einfamilienhäusern eine Einheit gebildet, öffnen sich doch auf diesen gemeinsamen Hof nicht nur Tür und Fenster der Planschküche, sondern auch die Fenster der Wohnküche, und jedes Wort hallt in dem kleinen Hof doppelt laut wieder. Die schlechte Anordnung des zur Erholung im Freien dienenden Platzes ist in Hinsicht auf das Fehlen von Sitzgelegen-

heiten auf den Straßen und vor den Häusern besonders bedauerlich. — Die Gärten sind meist mit Gemüse, z. T. auch mit Kartoffeln bestellt und gut gepflegt. Die Obstbäume sind noch zu jung, um einen größeren Ertrag zu geben. In jedem Garten finden sich Vorrichtungen zum Wäschetrocknen, von denen auch ausgiebig Gebrauch gemacht wird. In den Gärten ist fast nirgends ein freies Plätzchen für die Kinder ausgespart. Hier halten sich meist nur die größeren Kinder so lange auf, wie sie Gartenarbeiten verrichten. Das für die Gartenbestellung erforderliche Wasser wird teils von Pumpen, teils von an die zentrale Wasseranlage angeschlossenen Sprenghähnen, teils von offenen Regentonnen geliefert. Zur Düngung der Gärten reicht der von dem Kleinvieh produzierte Mist hin, so daß die Abführung aller von den Menschen gelieferten Abfallstoffe die Bewirtschaftung der Gärten nicht beeinträchtigt.

Als Spielplätze für die Kinder dienen zunächst die wenig belebten und, wie oben hervorgehoben, reichlich breiten Straßen. Freilich scheint gerade die Delbrückstraße mit ihrem Überfluß an Platz wenig beliebt — sie liegt fast immer öde. Ebenso spielt selten ein Kind auf dem einzigen Sandplatz der Siedlung, der nahe dem Eschenwinkel liegt — auch hier fehlt jede Sitzgelegenheit. Die meisten Kinder findet man am Teich, nahe der Kläranlage, und am Kleinen Platz, der in seiner geschlossenen Anlage behaglich wirkt und neben den Hausbänken auch einige öffentliche Sitzplätze aufweist. Als Aufenthaltsort für Kleinkinder kommen außer der Straße und den verschiedenen Lauben vor allem die etwa 2 m breiten Streifen an der Rückseite der Mehrfamilienhäuser in Betracht. Bänke für die beaufsichtigenden Personen sind auch hier nirgends vorgesehen. Faßt man die vorhandenen Gelegenheiten zum Aufenthalt im Freien zusammen, so ergibt sich, daß zwar schon durch das Vorhandensein des Gartenlandes ein gewisser Aufenthalt im Freien garantiert ist, daß aber die Gelegenheit zu möglichst häufigem und langem Aufenthalt der Kinder und Erwachsenen in freier Luft viel besser berücksichtigt werden müßte.

Die Gartenstadt Staaken hat zentrale Wasserversorgung mit Anschluß in jeder Wohnung. Die Ableitung des Regenwassers erfolgt — wie schon oben erwähnt — durch mangelhaft angelegte Rinnen. Die Hausabwässer werden einer biologischen Kläranlage zugeführt, die in etwas bedenklicher Nähe der Häuser angelegt ist. Die Entfernung der Front der Häuser am Russenweg von den Tropfkörpern der Kläranlage beträgt etwa 16 m — sicher eine zu geringe Entfernung. Die Kläranlage besteht aus zwei Schlammfängern und vier Tropfkörpern mit Drehsprengern. Da diese aber gegenwärtig (infolge Quecksilbermangels in den Drehlagern) stilliegen, sind die Kopfklappen an den Sprinklern entfernt worden, so daß fast die gesamten

Abwässer an der Peripherie des Tropfkörpers herunterfließen und ungenügend geklärt abströmen. Der dicht benachbarte Teich bleibt angeblich von dem abfließenden Wasser unberührt. Jedoch entdeckte ich an seinem Rande und zwar an der der Kläranlage nächstgelegenen Stelle, ein breites Tonrohr, um dessen Mündung das Teichwasser in weitem Umkreise trübe war und zahlreiche Gasblasen aufwies. Üble Gerüche oder besonders viel Fliegen, waren am Tage der Besichtigung weder hier noch sonst in der Kläranlage oder in ihrer Nachbarschaft wahrzunehmen. Daß dies aber an warmen, schwülen Sommertagen anders ist, und daß die recht nahe gelegenen Häuser am Russenweg zeitweilig unter den genannten Übelständen zu leiden haben, kann nicht zweifelhaft sein.

Was die baulichen Anlagen selbst betrifft, so ist die Gartenstadt Staaken eine Siedlung von Kleinhäusern in Reihenanordnung, stellt also, wie oben auseinandergesetzt, den heute als besonders zweckmäßig erkannten Typus der Arbeitersiedlung dar. An öffentlichen Gebäuden besitzt Staaken zwei Schulen —in einer derselben ist zur Zeit der Kriegskinderhort untergebracht — und das große und kleine Kaufhaus, die vor allem Lebensmittelgeschäfte enthalten. Mit dem Bau der geplanten Kirche konnte noch nicht begonnen werden. An Wohnhäusern sind, wie im Geschäftsbericht von 1917 angegeben, 298 Einfamilienhäuser und 146 Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 804 Wohnungen, vorhanden. Die Häuser haben ein Erdgeschoß und — soweit es sich um Mehrfamilienhäuser handelt, ein erstes Stockwerk. Die Einfamilienhäuser besitzen nur noch ein ausgebautes Dachgeschoß. Die Haushöhe ist gering, ist doch als Zimmerhöhe durchweg nur 2·50 m angenommen. Eine größere Zahl von Stockwerken enthalten nur die Kopfhäuser am Eingang zur Delbrückstraße, bei denen vier Wohnetagen übereinander liegen und die von der Gartenseite her fast den Eindruck von Mietskasernen erwecken. Aber auch diese Wohnungen haben ihren Garten und das mag mit dieser Konzession an den architektonischen Eindruck versöhnen. Der Erbauer der Gartenstadt hat sich die neuen Richtlinien für Kleinhaussiedlungen in hohem Maße zu eigen gemacht und durch straffes Durcharbeiten mehrerer Bautypen — es kommen in der Hauptsache fünf zur Verwendung — klare Straßenbilder und im ganzen geeignete Wohnungen geschaffen. Mit Recht werden seine Verdienste und besonders seine künstlerischen Leistungen allgemein anerkannt.

Trotzdem sind auch an den Häusern einige hygienische Mängel zu erwähnen. An den oben schon erwähnten Kopfhäusern finden sich Seitengebäude, die torartig in die Delbrückstraße hineinstreben und den öden Eindruck der breiten Straße mildern sollen. Über den offenen Torbogen nun liegen Wohnungen, die im Winter vor Kälte fast unbewohnbar sind —

weisen sie doch neben zwei freien Wänden noch die Lage über dem Torbogen auf. — Ferner finden sich vereinzelt Konzessionen an die malerische Wirkung auf Kosten der Hygiene, so vor allem am langen Weg. Einige Häuser (s. Abb. 2) zeigen hier die früher so beliebten vorspringenden Dächer, andere eine Veranda, die vor den Fenstern des Wohnzimmers liegt. Bei beiden resultiert eine mangelhafte Belichtung von Wohnräumen. Gerade hier sind auch die schon oben erwähnten fehlerhaften Baumpflanzungen am häufigsten: zahlreiche Bäume stehen in knapp 1 m Entfernung von der Hauswand.

Sind von diesen Fehlern nur einige wenige Häuser betroffen, so ist leider in einer großen Anzahl von Wohnungen bei einer der wichtigsten Anlagen: den Fenstern in ihrer Eigenschaft als Lüftungsvorrichtung, die Zweckmäßigkeit dem äußeren Anblick geopfert worden. Die Einzelheiten sollen bei Besprechung der Fenster näher erörtert werden.

Zu bemängeln ist auch, daß, während die Mehrfamilienhäuser ganz unterkellert sind, dies bei den Einfamilienhäusern nur zur Hälfte der Fall ist; in den inneren Baublocks hat man bei ihnen ganz auf einen Keller verzichtet und nur einen kleinen Nebenraum als Aufbewahrungsort für Speisen vorgesehen. Im Geschäftsbericht von 1916 heißt es darüber: „Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß der an Stelle des Kellers angegebene Vorratsraum einen vollen Ersatz nicht bietet. Indessen waren wir vor die Frage gestellt, entweder die Einfamilienhäuser ohne Unterkellerung zu bauen oder die Erbauung von Einfamilienhäusern in Folge der hohen Baukosten für absehbare Zeit überhaupt zu unterlassen. Bei dieser Sachlage glaubten wir, uns für die jetzige Bauweise der Einfamilienhäuser entscheiden zu müssen.“ Auch vom hygienischen Standpunkt aus ist der völlige Verzicht auf den Keller bedauerlich, und gegen Ende des Winters wurde eine größere Anzahl abnorm feuchter Wohnungen festgestellt. — Wenn ein teilweises Fortlassen der Unterkellerung in Betracht gezogen wird, dann sollte man sich bei der Auswahl der kellerfreien Räume von deren Benutzungsart leiten lassen: nur bei ständig geheizten Räumen kann die Unterkellerung fehlen, keinesfalls aber bei solchen, die nur selten geheizt werden, in denen aber viel Wasserdampf entwickelt wird (Spülküche, dichtbesetzte Schlafzimmer).

In die Wohnungen selber erhielt ich Einblick durch die gütige Vermittlung der Gemeindeschwester Anna Wuttke. Nach allgemein orientierenden Besichtigungen legte ich meinen Recherchen folgenden Fragebogen zugrunde.

Haushalt.

Straße: . . . . . Nr. . . . . Stockwerk . . . . .

A. Bewohner.

Personen	Anzahl	Beruf	Arbeitsstelle	Bemerkungen
1.	2.	3.	4.	5.
Haushaltungsvorstand	....	....	....	....
Hausfrau	....	....	....	....
Kinder über 14 J.				
a) Knaben	....	....	....	....
b) Mädchen . . .	....	....	....	....
Kinder von 6—14 J. .	....	....	....	....
Kinder unter 6 J. . .	....	....	....	....
Im Haushalt lebende Verwandte:				
Männer	....	....	....	....
Frauen	....	....	....	....
Kinder unter 6 J. . .	....	....	....	....
von 6—14 J.	....	....	....	....
Aftermieter:				
Männer	....	....	....	....
Frauen	....	....	....	....
Kinder unter 6 J. . .	....	....	....	....
Kinder von 6—14 J.	....	....	....	....

B. Bewohnung.

	WK	Z	K	Spk	Spüle	Kler	Bemerkungen
1	2	3	4	5	6	7	8
Zahl der Räume	....	....	....	....	....	....	....
Unterkellerte Räume . .	....	....	....	....	....	....	....
Als Schlafzimmer werden benutzt	....	....	....	....	....	....	....
für wieviel Personen . .	....	....	....	....	....	....	....
a) Männer	....	....	....	....	....	....	....
b) Frauen	....	....	....	....	....	....	....
c) Kinder von 6—14 J.	....	....	....	....	....	....	....
d) Kinder unter 6 J. .	....	....	....	....	....	....	....
Heizbare Räume	....	....	....	....	....	....	....
Heizung der Räume . .							
a) regelmäßig	....	....	....	....	....	....	....
b) gelegentlich	....	....	....	....	....	....	....

	WK	Z	K	Spk	Spüle	Kler	Bemerkungen
1	2	3	4	5	6	7	8
Feuchte Räume	....	....	....	....	....	....	Schimmel? . . wo? . . . . . Stockflecken? wo? . . . . .
Lüftung (wie oft und wie lange?)	....	....	....	....	....	....	....
Fensterbretter frei? . .	....	....	....	....	....	....	....
Fenster m. Gegenständen verstellt?	....	....	....	....	....	....	....
Sonnige Räume? (Jalousien)	....	....	....	....	....	....	....

Spülküche

a) zum Geschirr spülen? ..... regelmäßig? ..... im Winter? .....

b) zum Wäsche spülen? ..... regelmäßig? ..... im Winter? .....

c) zum Baden? .....

Urteil des Wohnungsinhabers über die Zweckmäßigkeit der Spülküche

Garten

Größe? ..... Lage unmittelbar am Haus? .....

Sitzplatz im Freien? ..... Wo? .....

Urteil des Wohnungsinhabers über den Garten?

Urteil des Wohnungsinhabers über die Wohnung überhaupt.

Gesamteindruck (sauber, gepflegt usw.)

Was Zahl und Anordnung der Räume anbetrifft, so weist das Einfamilienhaus im Erdgeschoß Wohnküche mit Planschküche und gutes Zimmer auf, die beide sich auf einen kleinen Flur öffnen, im Dachgeschoß zwei Schlafkammern. Die Wohnungen der Mehrfamilienhäuser bestehen aus Wohnküche (die hier nicht regelmäßig mit Spülküche versehen ist) und zwei Zimmern, selten aus mehr Räumen. Jede Wohnung hat Wasserleitung und Kanalisationsanschluß. Der Abort hat ein in der Hausmauer liegendes Fenster. Als künstliche Beleuchtung dient elektrisches Licht. Die Heizung erfolgt in den Zimmern durch Kachelöfen, in den Kammern durch mit Fließen bekleidete eiserne Öfen, die anscheinend ein nicht allzu günstiges Modell darstellen; insbesondere ist die Feuerung wegen der abnormen Kleinheit der Feuerungsöffnung erschwert. In der Küche befindet sich ein Kachelherd von der ortsüblichen Form, der zugleich einen ein-

gebauten Gasherd besitzt. Der Gasanschluß konnte jetzt während des Krieges aus technischen Gründen noch nicht erfolgen.

In Ausmaßen und Ausstattung hat sich Schmitthenner den Lebensgewohnheiten der Großberliner Industriearbeiter tunlichst angepaßt. Als Hauptraum imponiert daher in jeder Wohnung die Wohnküche, die ja auch tatsächlich der Hauptaufenthaltsort für die Familie ist und immer da bleiben wird, wo die Hausfrau selbst alle Wirtschaftsarbeiten besorgt. Neben der Wohnküche liegt die Spülküche, auf die nur in einigen Vierfamilienhäusern verzichtet ist. Sie enthält neben Spültisch und Geschirrbord in den Einfamilienhäusern noch Waschkessel und Badewanne, dient hier auch gleichzeitig infolge ihrer Lage zwischen Wohnraum und Hofraum als Windfang. Bei den Mehrfamilienhäusern liegt die gemeinsame Waschküche, die auch eine Badeeinrichtung enthält, im Dachgeschoß, seltener im Keller. Während die Badeeinrichtung der Mehrfamilienhäuser — der übliche Badeofen mit Wanne — sich nach den übereinstimmenden Aussagen der Mieter großer Beliebtheit erfreut, sind die Meinungen über das Bad in der Spülküche — Badewanne mit Zuleitungsrohr vom Waschkessel aus — sehr geteilt. Nach dem, was ich sah, scheint die Wanne nicht gerade oft gebraucht zu werden. Wenn auch nicht alle Bewohner so radikal vorgehen, wie einer, der den Raum für die Wanne zum Kaninchenstall umgebaut hatte, so zeigten doch die Berge von Gegenständen, die das über der Wanne angebrachte Brett bedeckten, fast immer Spuren von langem Liegen. In vielen Fällen — so namentlich in den neuesten Häusern, fehlt zurzeit auch noch die Heizvorrichtung für den Waschkessel; sie soll erst nach dem Kriege eingebaut werden. Man gewinnt, wie bei anderen Siedlungen, so auch hier den Eindruck, daß es zweckmäßiger ist, nicht jede Kleinwohnung mit einer Badewanne auszustatten, sondern nur in Mehrfamilienhäusern ein gemeinsames Bad vorzusehen und die Bewohner der Einfamilienhäuser im wesentlichen auf öffentliche Badeeinrichtungen (Brausebad) zu verweisen, vielleicht mit Ausnahme kinderreicher Familien, die ein Eigenbad ausdrücklich wünschen.

Die Zimmer der Mehrfamilienhäuser sind durchweg von guter Form; die Größe schwankt zwischen 15 und 22 qm. Bei den Ausmaßen der guten Stube wurde berücksichtigt, daß diese meist nicht benutzt wird, eigentlich also ein unnützer Raum bleibt. Sie ist daher mit Recht möglichst klein gehalten. Die Schlafkammern des Einfamilienhauses sind von genügender Größe, nur in einigen Häusern wurden die Maße der vorderen Kammer verkleinert, um ein helles Treppenhaus zu gewinnen — eine hygienisch nicht zu billigende Maßnahme.

Die Belichtung ist im allgemeinen gut. Wohnküche und Zimmer haben sehr breite, natürlich in der Höhe der niedrigen Zimmerhöhe angepaßte

Fenster; die Kammern im Dachgeschoß sind in einer Anzahl von Häusern wenig belichtet, wenn — wohl im Hinblick auf den äußeren Eindruck der Front des Hauses — die Fenster in eine Ecke der schrägen Fensterwand gelegt wurden. Durchweg sind Doppelfenster angebracht.

Als ungenügend müssen dagegen die Fenster in ihrer Eigenschaft als Lüftungsvorrichtung bezeichnet werden. Wie schon anfangs erwähnt, sind die landesüblichen Ausmaße der Kleinwohnungen nach hygienischen Gesichtspunkten als so gering zu bezeichnen, daß alle Sorgfalt auf Lüftungsvorrichtungen verwendet werden sollte, um trotzdem gesundheitliche Schädigungen auszuschließen. Die bewährteste Einrichtung für Dauerlüftung, die namentlich für Wohnräume erwünscht ist, bildet der am oberen Fenster angebrachte Kippflügel. Auf seine Verwendung ist in Staaken gänzlich verzichtet worden und zwar, wie mir der Architekt Herr Schmitthenner auseinander setzte, aus Sparsamkeitsgründen. Ein mit Kippflügel versehenes Fenster hätte etwa 50 Mark mehr gekostet. Als Ersatz für den Kippflügel dient ein kleiner Lüftungsflügel, der in dreiviertel Höhe des äußeren Fensterflügels eingebaut ist, im Innenfenster aber keine entsprechende Vorrichtung hat. Um ihn zu öffnen, muß erst der ganze Innenflügel des Fensters geöffnet werden, was um nichts bequemer erscheint, als das Öffnen des ganzen Fensters, und außerdem wie dieses, Einblick in das Innere des Raumes gewährt, was bekanntlich in Arbeiterfamilien als sehr störend empfunden wird. Zudem sind häufig die Fensterbretter in den Stuben mit Blumentöpfen, in der Küche mit Geschirr verstellt, wozu das breite Fensterbrett ja auch direkt einläd, während ein oberer Kippflügel sich ohne jede Schwierigkeit öffnen läßt. Am bedauerlichsten ist das Fehlen einer bequemen Dauerlüftung in der Wohnküche, in der sich durch das Kochen oft genug eine abnorme Ansammlung von Luftfeuchtigkeit entwickelt. Das über Dach führende Abzugsrohr, das sich in jeder Küche findet, kann ohne Gegenöffnung keinen vollen Erfolg bieten, wenn es auch wenigstens einen Teil des Wasserdampfes ableitet. Eine völlige Beseitigung würde erst durch gleichzeitige Öffnung eines Kippflügels und der Abzugsklappe möglich sein. Durch das Vorhandensein einer Spülküche in den meisten Wohnungen ist wenigstens ein Teil der Wasserdampf entwickelnden Arbeiten aus der Küche verlegt. Die Spülküchen des Einfamilienhauses haben auch durch die in den Hofraum führende Außentür ausgezeichnete Lüftungsmöglichkeit; das über dem Spültisch liegende Fenster dient hier mehr der Belichtung. Anders liegen die Verhältnisse in den Wohnungen der Mehrfamilienhäuser, die übrigens, wie erwähnt, nicht alle eine Spülküche aufweisen. Hier muß das Fenster als einzige Ventilationseinrichtung in Funktion treten. Und gerade hier findet sich in vielen Wohnungen — so z. B. in der Scheidstraße —,

ein hochliegendes Fenster, das Fensterbrett befindet sich 1·40 m über dem Erdboden, das durch seine Lage über dem Spültisch noch unbequemer zu erreichen ist. Der Griff des Fensters liegt in $1^3/_4$ m Höhe. Die Folge davon ist, daß das Fenster praktisch unbenutzbar ist. Die feuchte Luft strömt bei jedem Öffnen der Tür in die Wohnküche. Damit bleibt also von allen Vorzügen der Spülküche nur der ästhetische. In den Zimmern ist die Fensteranordnung zwar einwandfrei, aber für Dauerlüftung ist nur die gleiche Vorrichtung vorhanden wie in der Wohnküche. — In manchen Kammern ist auch die Fensteranordnung zu beanstanden, namentlich in den Räumen im Dachgeschoß des Einfamilienhauses. In den älteren Bauten ist die Fensterfrage zweckmäßig gelöst, so in den Häusern am Pfarrhof und am Kleinen Platz. Die Fenster sind hier genügend groß und leicht zu öffnen. Nur das Anbringen von Gardinen erscheint schwierig, da die Fensterflügel oben unmittelbar mit der Decke abschließen und eine Querteilung des Fensters nicht besteht, so daß also die Fensterflügel nur in ganzer Länge geöffnet werden können. So gleichgültig es an sich erscheint, ob die Anordnung des Fensters das Anbringen von Gardinen leicht ermöglicht oder nicht, so wichtig ist dies doch, wenn man die Folgen solcher Kleinigkeiten sieht. Ohne Gardinen geht es nun einmal in den Kreisen unserer Siedler nicht, und so werden sie auf jede erdenkliche Weise angebracht, leider, wie ich mehrfach sah, in einer Art, die das Öffnen des Fensters erschwert. Am krassesten war das in einem Hause am Kleinen Platz der Fall, wo das Schlafzimmerfenster mit Gardinen geradezu vernagelt war und zum Lüften nur das minimale, hier als in einem Eckhaus vorhandene Seitenfensterchen blieb. Sehr unzweckmäßig ist auch eine Fensteranordnung, die sich in den Einfamilienhäusern zwischen den Giebeln und am langen Weg findet. (Vgl. Abb. 3, S. 33 der Druckschrift.) Die Flügel der hochgelegenen Fenster — das Fensterbrett liegt 1·60 m über dem Fußboden — schlagen nach außen. Wie mir wiederholt von den Bewohnern versichert wurde, ist es schon bei ruhigem Wetter schwierig, das Fenster zu öffnen — zum Putzen müssen die Fenster ohnehin jedesmal ausgehängt werden —, bei Wind aber muß auf Lüften überhaupt verzichtet werden, da die schlecht erreichbaren Fenster im Wind zu schwer zu halten sind, und beim Hin- und Herschlagen zu leicht beschädigt werden. Bei einigen Häusern zwischen den Giebeln (Abb. 4) zeigt die vordere Schlafkammer, die übrigens recht winklig gebaut ist, nur zwei winzige Fenster, obwohl die Giebelwand wie sonst zur Verfügung steht. Das dritte Fensterchen liegt im Treppenflur. Bei allen diesen fehlerhaften Fensteranordnungen liegt die Frage doch nahe, ob hier nicht das Zweckmäßige dem architektonischen Gesamteindruck geopfert wurde, besonders da in anderen Typen von Einfamilienhäusern — und gerade den

älteren — die Fensteranordnung durchaus einwandfrei gelöst ist. Erwähnt sei noch, daß in einzelnen Spül- und Wohnküchen trotz der überall durchgeführten Querlüftung tiefe Ecken und zwar gerade solche mit reichlicher Geruchsentwicklung, ungelüftet bleiben. Schematische Querlüftung gewährleistet durchaus nicht immer eine gründliche Geruchsbeseitigung. Kleine, leicht dauernd benutzte Luftöffnungen möglichst an der Stelle der hauptsächlichsten Geruchsbildung sind oft wirksamer.

Fig. 3.
„Am langen Weg". Einfamilienhäuser mit Erker und Vorgarten.

Fasse ich das Ergebnis meiner Untersuchung zusammen, so möchte ich zunächst betonen, daß nach meinen Eindrücken in der Anlage Staaken eine Kleinhaussiedlung geschaffen ist, die in vieler Beziehung als vorbildlich angesehen werden kann und die ihren Bewohnern eine Wohnungsmöglichkeit bietet, die gegenüber dem Wohnen in großstädtischen Mietskasernen einen außerordentlichen Fortschritt bedeutet.

Diese ins Auge fallenden Vorzüge dürfen aber nicht zu einer kritiklosen Anerkennung des Geleisteten verführen. Wenn man, wie es in der mehrfach erwähnten Druckschrift über Staaken geschieht, die Staakener Anlage als

in jeder Beziehung mustergültig ansieht, und wenn dort außerdem, um den Kontrast zu verschärfen, das Wohnen in der Stadt in unwissenschaftlicher und maßlos übertriebener Weise als gesundheitsgefährlich geschildert wird, so sind das Urteile, die dem Fortschritt auf dem Gebiet der Kleinhaussiedlungen nur hinderlich sind. Wir können von vornherein gar nicht erwarten, daß angesichts der vielfachen beim Kleinwohnungsbau konkurrie-

Fig. 4.
Einfamilienhäuser aus der Straße „Zwischen den Giebeln".

renden Gesichtspunkte schon jetzt eine definitiv beste Lösung der schwebenden Fragen gefunden ist; wir müssen vielmehr durch freimütige Kritik die Nachteile, die den jetzigen Versuchen noch anhaften, zu erkennen suchen und damit eine allmähliche Vervollkommnung anstreben.

Von diesen Gesichtspunkten aus habe ich das Verhalten der Staakener Anlage in bezug auf die in Betracht kommenden hygienischen Fragen geprüft. Auch in hygienischer Beziehung kann das allgemeine Urteil dahin lauten, daß die hygienischen Forderungen von dem leitenden Baumeister wohl gewürdigt und tunlichst berücksichtigt sind, besser als bei vielen

ähnlichen Anlagen. Aber allerlei Ausstellungen sind doch unvermeidlich gewesen. Bezüglich der Aufteilung und Bebauung des Geländes war die übergroße Breite einiger Straßen, das Fehlen ausreichender Vorkehrungen zum Aufenthalt im Freien, der geringe Abstand der Kläranlage, die Lichtverkürzung durch Baumpflanzungen zu bemängeln. Bezüglich des Baues mußte die teilweise Fortlassung der Unterkellerung, in einigen Fällen die ungünstige Belichtung, in vielen Häusern die mangelhafte Durchführung von Lüftungsvorrichtungen getadelt werden. Bezüglich der Bewohnung und Benutzung der Häuser wird man einstweilen gewisse Mißbräuche mit den abnormen durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen entschuldigen können; für normale Zeit wird die zum Teil starke Belegung der Häuser mit Schlafburschen völlig vermieden werden müssen.

Unter allen Umständen bedeutet die Anlage Staaken einen Fortschritt auf dem Gebiet des Siedlungswesens, der geeignet ist, dasselbe allmählich weiter zu entwickeln, bis zu dem Ziele, daß den Industriearbeitern ein hygienisch völlig einwandfreies Wohnen unter Aufwendung der geringsten Mittel und unter tunlichster Wahrung der künstlerischen Interessen gesichert werden kann.

Benutzte Literatur.

Heinrich Tessenow, *Hausbau und dergleichen.* Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1916.

Hermann Muthesius, *Wie baue ich mein Haus?* Verlag von F. Bunkmann A. G., München 1917. — *Kleinhaus u. Kleinsiedlung.* Ebenda. 1918.

Dr. A. E. Brinkmann, *Margarethenhöhe bei Essen.* Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Otto Friedrich Weinling, *Haus und Heim im Kleinen.* Eine Studie zur Förderung des Kleinwohnungsbaues.

Percival Booth, *Eine einfache Wohnung nach dem Kriege nach einem Entwurf von Prof. Heinrich Tessenow.* Kommissionsverlag von B. G. Teubner. Leipzig.

Karl Friedrich von Siemens, Fritz Thielicke, Erich Leyser, *Großstadt und Kleinhaus.* Verlag der Bauwelt, Berlin 1917.

Die Wohnungsreform als Volkswille. *Bericht über die Wohnungsreformkundgebung des deutschen Wohnungsausschusses am 30. V. 1917 in Berlin.* Carl Heymanns Verlag, Berlin 1918.

Carl Flügge, *Grundriß der Hygiene.* Verlag von Veit & Comp. Leipzig 1915.

Carl Flügge, *Großstadtwohnungen und Kleinhaussiedlungen.* Verlag von Gustav Fischer, Jena 1916.

Prospekt der Landgesellschaft „Eigene Scholle", G. m. b. H. Frankfurt a. Oder.

Krieger-Heimstätten. Gedanken und Vorbilder. Teil 1—3. Sonderausgabe des Verlags Bau-Rundschau, Hamburg.

Prof. W. Prausnitz, *Arbeiter-Wohnungen.* Graz-München. J. F. Lehmanns Verlag, 1909.

Prof. Fritz Schuhmacher, *Die Kleinwohnung.* Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1917.

Dr. jur. Altenrath und H. Vormbrock, *Praktische Wohnungsfürsorge.* Verlag von Johannes Bredt, Münster i. Westf. 1914.

Prof. Dr. Rudolf Eberstadt, *Handbuch des Wohnungswesens und der Wohnungsfrage.* Verlag von Gustav Fischer, Jena 1917.

Carl Johannes Fuchs, *Die Wohnungs- und Siedlungsfrage nach dem Kriege.* Ein Programm des Kleinwohnungs- und Siedlungswesens. Verlag von Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart 1918.

Dr. ing. H. Hecker, *Der Kruppsche Kleinwohnungsbau.*

Die Gartenstadt Staaken. Verlag von Ernst Wasmuth, A.-G. Berlin.

Lebenslauf.

Ich, Johanna Nitsch, katholischer Konfession, geboren am 12. November 1891 zu Berlin als Tochter des Postsekretärs Anton Nitsch und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Monard, besuchte die Auguste-Victoria-Schule zu Charlottenburg, die ich Ostern 1911 mit dem Reifezeugnis verließ. Meine medizinischen Studien absolvierte ich an der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin und bestand das medizinische Staatsexamen am 11. Oktober 1917.

Das praktische Jahr leistete ich am städtischen Krankenhause Charlottenburg-Westend ab. Seit Januar 1919 bin ich als Assistenzärztin am Knappschaftskrankenhause zu Lauchhammer tätig.